

— EDITION PATMOS —

Karl S. Guthke

Die Reise ans Ende der Welt

Erkundungen zur
Kulturgeschichte der Literatur

francke |
VERLAG

EDITION PATMOS

Herausgegeben von Joseph P. Strelka

Band 15

Karl S. Guthke

Die Reise ans Ende der Welt

Erkundungen zur
Kulturgeschichte der Literatur

francke |
VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.francke.de>

E-Mail: info@francke.de

Druck und Bindung Hubert & Co., Göttingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-7720-8415-7

INHALT

Vorwort	VII
Auftakt: "Ende der Welt"?	1
1. Die Reise ans Ende der Welt Tristan da Cunha in Literatur und Reiseberichten	5
2. D. Johann Faust und die Kannibalen Geographische Horizonte im sechzehnten Jahrhundert	82
3. Die Welt im Kopf Albrecht von Haller im Zeitalter der Entdeckungen	111
4. Zu Hause in der großen weiten Welt Die Rolle der Gelehrten und Naturwissenschaftler im Perspektivenwandel um 1800	117
5. Der Bürger und der "Kampf der Kulturen" Exotik im bürgerlichen Trauerspiel	143
6. Ein Weltmann aus Deutschland Joh. Chr. Hüttner und "die große Öffnung in die weite Welt"	161
7. Goethes Reise zu den Antipoden "Weltbewohnen" in Weimar	190
8. Abschied von Europa Ret Maruts literarische Kulturkritik	211
9. Schreiben in einem "fernen Land" Diebstahl, Kunst oder Kunst des Diebstahls in Travens "Plagiaten"?	241
10. Post aus Mexiko <i>Die Baumwollpflücker</i> : Deutsch, englisch, amerikanisch	266

11. Rührstück oder “Schreckspiel”? Die Rezeption des deutschen bürgerlichen Trauerspiels im achtzehnten Jahrhundert	295
12. Feindlich verbündet Lessing und die <i>Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens</i>	355
13. Die Vorsehung in Mißkredit Schiller in “des Lebens Fremde”	378
14. “Angst des Irdischen” Über den Zufall in Schillers Dramen	404
15. Papierkrieg und -frieden in Heidelberg Kontroversen um Volksdichtung in den <i>Jahrbüchern</i> und ihrem Umkreis	437
16. Endspiel Letzte Worte in der Medienkultur	462
Nachweise	489
Namenregister	491

VORWORT

Wer das Glück gehabt hat, seine Faszination von den Enden der Welt seit vielen Jahren auf mehr oder weniger beruflichen Reisen ausleben zu können, mag es nicht zu der Lebensweisheit von Fontanes altem Stechlin gebracht haben, dessen "Weltfahrten", wie er sagte, ihn von seinem märkischen Gut allenfalls bis nach Berlin führten. Doch eine gewisse Genugtuung mag darin zu finden sein, daß der Sinn für "die große weite Welt" von vielen geteilt wird, die ihre Faszination, ob ausgelebt oder nicht, in Literatur (im weitesten Sinn) und Nachdenken über sich selbst umzusetzen wußten. Von einigen von ihnen berichtet der Großteil der hier zusammengestellten Studien.

Entstanden sind sie überwiegend während vieler Sommermonate in Cambridge, Cambs., wo die Universitätsbibliothek die Sicht weit über die Grenzen des ehemaligen Empire hinaus öffnet, genauer: im Magdalene College, mit Blick durchs Erkerfenster auf den träge strömenden Cam und scharrende Perlhühner auf englischem Rasen im Mallory Court, der nach dem Alumnus George Mallory benannt ist, der 1924 von einer Mount Everest-Expedition nicht zurückkehrte.

Ich danke den Fellows und besonders dem Master und den Presidents des College, Duncan Robinson, Eamon Duffy und Nicholas Boyle, für ihre Gastfreundschaft; sie haben mir ein "home away from home" geschenkt. Ebenfalls geht mein Dank an die Harvard-Universität, die mir auch für die Jahre nach meiner Emeritierung ein Zimmer in der Bibliothek zur Verfügung stellt, mit Blick auf die Hügel von Boston, wo man in diesiger Ferne Seemöwen zu erkennen glaubt.

Mit besonderer Freude danke ich meiner langjährigen Assistentin Doris Sperber für ihre verständnisvolle Computerisierung der Texte, die ich mit der Schreibmaschine aus meiner Schulzeit zu geduldigem Papier bringe.

Dem Scott Polar Research Institute in Cambridge, Cambs., verdanke ich mehrere Studienwochen im Sommer 2010 in der Gesellschaft von stets gesprächsbereiten Kollegen, die immer gerade von South Georgia oder Baffinland zurück oder auf dem Sprung dorthin waren.

K. S. G

AUFTAKT

“Ende der Welt”?

Von Grenzen geht ein Reiz aus: was liegt darüber hinaus? Wie aber, wenn es sich um die “letzte Grenze” handelt: um das Ende der Welt, das in mehreren europäischen Sprachen eine Redewendung und damit eine Art Begriff geworden ist? Gilt die Frage nach dem Darüberhinaus auch dann noch? In Gerhart Hauptmanns Romanfragment *Der neue Christophorus* liest man: “Wir wollten den Rand der Welt erreichen, um einen Blick in das zu tun, was jenseit ist.”¹ Aber stellen sich am Ende der Welt nicht – auch – ganz andere Fragen? Vielleicht die Frage, ob die letzte Grenze, an der das “non plus ultra” unwiderruflich ist, die höchste Herausforderung an den Menschen sei, sich zu beweisen oder sich zu finden in der Welt: zu erfahren, wer er ist? In solcher Sinnerfahrung *in extremis* wird vielleicht das, was das Ende der Welt zu sein schien, sich als ihre Mitte erweisen, wie Raoul Schrott es in seinem Roman *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde* nahelegt. Marco Polo reiste ans Ende der Welt und kam an im Reich der Mitte, in einer Wunderwelt des Staunens. Andere jedoch erfuhren die letzte Grenze als ihr Waterloo: die Golden Gate Bridge an der Mündung der Bucht von San Franzisko ist noch immer, lange nachdem der Drang der Abenteurer und Siedler nach dem Westen am Pazifik jäh ans Ende stieß, die *ultima ratio* der von ihrer Reise ans Ende der Welt Enttäuschten, der Selbstmörder. Wer sich aufmacht, das Ende des Regenbogens zu suchen, findet nicht immer das Gold, das das Sprichwort dort verheißt, aber eine definierende Erfahrung allemal.

Damit ist schon deutlich geworden: “Ende der Welt” ist nicht im zeitlichen Sinn gemeint, weder im säkularen wie in Jakob van Hoddis’ Gedicht “Weltende”, das mancherlei pseudo-wissenschaftliche filmische Weltuntergangsszenarien unserer Zeit im voraus parodiert, noch im religiösen wie in Vorstellungen von einem Jüngsten Tag oder auch quasi-religiösen, wobei an Arthur C. Clarkes Science Fiction-Vision in *Childhood’s End* zu denken wäre. Vielmehr wird das Ende der Welt hier im räumlichen Sinn verstanden und da wiederum nicht in schwindelerregend kosmischer Hinsicht (wohin expandiert das Universum?), sondern in rein geographischer, und dies wörtlich (Feuerland) wie auch metaphorisch (Joseph Conrads Kongo).

Um von geographischen Endstationen fasziniert zu sein, bedarf es nicht der ernüchternden Erkenntnis oder Befürchtung von heute, daß, wie Durs Grünbein

¹ Centenar Ausgabe, X, 717.

es in *Die Bars von Atlantis* formuliert, es “keine fernen Orte mehr gibt”.² Suggestiv beschwört schon die Bibel “das Ende der Erde” (Apg. 1, 8) oder auch “der Welt Ende” (Ps. 2, 8) im geographischen Wortverstand. Für die Antike bezeichneten die Säulen des Herkules die äußerste Grenze der erfahrbaren Welt – die die Phantasie und Gedanken stark beschäftigte. Außerhalb der Meerenge von Gibraltar, glaubten die Ägypter und auf ihren Spuren Plato, lag die Insel oder der Kontinent Atlantis, geheimnisumwittert wie Thule im höchsten Norden, Vergils “Ultima Thule”. Dante ließ Odysseus, des Alltags auf Ithaka müde, im 26. Gesang des *Inferno* auf eine letzte Fahrt gehen, getrieben von der Forscherlust auf “esperienza” in der weiten Welt, “a divenir del mondo esperto”: hindurch zwischen den Säulen des Herkules in die atlantische Unermeßlichkeit, aus der er nicht zurückkehrt, und was er dort sieht, ist keineswegs die Insel der Seligen, der Toten also, die der griechische Mythos ebenfalls dort draußen lokalisierte. In den *Tausend und eine Nacht*-Geschichten von Sindbad dem Seefahrer verquicken sich dann Mythisches und Märchenhaftes mit empirischer Reiseerfahrung.

In der Folgezeit hat sich die Literatur immer wieder anregen lassen von mehr oder weniger beglaubigten Reisen in die äußerste Ferne und Fremde: von St. Brendan, den Wikingern, Marco Polo, Kolumbus und anderen, die sich nach einem jeweiligen Ende der Welt aufmachten oder dorthin verschlagen wurden. Über Jahrhunderte hin verblaßte der Reiz solcher Erzählungen nicht. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war es oft die *terra australis incognita*, vermeintlich klimatisch gemäßigt und menschlich bevölkert, die die literarische Phantasie in ihren Bann schlug – bis Captain Cook sie eines besseren belehrte, woraufhin die Antarktis auch literarisch die Ultima Thule des Südens wurde. Im Anschluß an Defoe schossen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert überdies Robinsonaden in mehreren europäischen Sprachen üppig ins Kraut. Und als im mittleren neunzehnten die Eisenbahn sogar in der Literatur Furore machte, bezeichnete Théophile Gautier die europäischen Bahnhöfe als den “Kern gigantischer Sterne, mit Strahlen aus Eisen, die sich bis zum Ende der Welt erstrecken”.³ Hundert Jahre später nahmen, auch außerhalb der englischsprachigen Welt, zwei das Ende der Welt thematisierende Bücher nicht nur jugendliche Leser gefangen: James Hiltons Tibet-Roman *Lost Horizon* (1933) und E. Lucas Bridges’ auch ethnologisch aufschlußreicher romanhafter Bericht über seine seit 1871 im südlichsten Patagonien tätige Missionars- und Siedlerfamilie, den er mit dem Bibelzitat *Uttermost Part of the Earth* betitelte (1948).

A fortiori aber steigert sich der Reiz des Endes der Welt in der Gegenwart, im Zeitalter der Globalisierung. Seit nicht nur die weißen Flecken auf der Weltkarte verschwunden sind, sondern auch jeder Stubenhocker weltweit vernetzt ist durch

² Frankfurt: Suhrkamp, 2009, S. 33.

³ *Der Spiegel*, Nr. 41, 11. Okt. 2010, S. 26.

Google Earth und andere Internet-Programme, drängt es paradoxerweise nicht mehr nur die potentiellen Vasco da Gamas und Cooks, Gauguins und Shackletons, Thesigers und Nansens von heute, sondern auch den Durchschnittsbürger der Konsumgesellschaft in die fernste Fremde, sei es als Fluchtgeste, sei es als Nachvollzug des Abenteuers von Explorationen auf unbetretenem Terrain. Solcher Drang kann empirisch befriedigt werden: Belize, einstmals, als es noch Britisch-Honduras war, von Aldous Huxley als Ende der Welt bezeichnet, ist mittlerweile ebenso ein Touristen-Mekka wie Hiltons Shangri-La und Bridges’ “Ende der Erde” (so Luthers Übersetzung der Bibelstelle), wie die Wüste Gobi und die Osterinsel. Oder aber der Drang kann vermittelt befriedigt werden, nicht nur durch das Fernsehen (Michael Palins Reisen an die Enden der Welt gehören zur Allgemeinbildung in der Popkultur), sondern vor allem auch literarisch: im weiteren oder im engeren Sinn. Exotische Reisebücher gibt es wie Sand am Meer, und selten verzichten sie auf den Frisson der geographischen Extremerfahrung. Schon im Titel ist diese signalisiert in Pico Iyers *Falling Off the Map* (1993): seinen Reiseberichten über “Lonely Places”, die größtenteils zu den entlegensten gehören wie Bhutan, Island, Paraguay, Australien. Hoch oben auf der Bestseller-Liste stand im Herbst und Winter 2010 ein Buch mit dem suggestiven Titel *Die Enden der Welt*, Reise-Essays von Roger Willemsen, die zwar auch über so wenig periphere Orte wie die Eifel und Orvieto aufklären, aber in der Hauptsache den Buchtitel rechtfertigen mit ihren Streifzügen nach Timbuktu, Tonga, Gorée, Kinshasa, Kamtschatka, Mandelay, Kap der Guten Hoffnung, Tangkiling und natürlich Patagonien, wo es, wie Iyer berichtet,⁴ in Ushuaia ein “Museum am Ende der Welt” gibt. Vor allen anderen aber ist es Bruce Chatwin, der bis heute Millionen Leser in vielen Sprachen die Verlockung nachempfinden läßt, die von den Enden der Welt ausgeht, und zwar nicht nur in seinem Kultbuch *In Patagonia* (1977), das das *Times Literary Supplement* am 29. Oktober 2010 als das fraglos einflußreichste englischsprachige Reisebuch seit dem Zweiten Weltkrieg bezeichnete (S. 3), sondern auch in literarisch aufbereiteten Reportagen über schwer zugängliche, die Phantasie beflügelnde, wenn auch seither touristisch “erschlossene” Orte wie das tiefste Outback am Ayers Rock, die präkolumbianischen Scharrbilder im Wüstensand bei Nazca in Peru, Benin als *sein* “Herz der Dunkelheit”, Timbuktu, Mount Everest.

Auch die Literatur im engeren Sinn strotzt heute von imaginativen Explorationen der Enden der Welt wie nie zuvor seit dem Zeitalter der Entdeckungen (mit Poes *Narrative of Arthur Gordon Pym*, Conrads *Heart of Darkness*, Lotis Reiseerzählungen und Maughams “The Outstation” als bemerkenswerten Nachzüglern). Genannt seien aus dem deutschen Sprachraum nur Sten Nadolnys fiktionalisierte Biographie des auf der Suche nach der Nordwest-Passage ver-

⁴ *Falling off the Map*, Toronto: Knopf, 1993, S. 44.

schollenen John Franklin, *Die Entdeckung der Langsamkeit* (1983), Christoph Ransmayrs Roman über Ovids Exil am Rand der Zivilisation, in Tomi am Schwarzen Meer, *Die letzte Welt* (1988), W.G. Sebalds *Nach der Natur* (1988), wo Georg Wilhelm Stellers Sibirienreise ans "äußerste Meer" (wie es mit Anklang an den 139. Psalm heißt) thematisiert wird, Arnold Stadlers Roman *Feuerland* (1992) mit seinem Kapitel über einen "Ausflug ans Ende der Welt", Michael Krügers *Himmelfarb* (1993) über eine Expedition in Dschungeltiefen Brasiliens, die Anlaß wird für einen durchdringenden Blick auf die ideologischen Verhältnisse in Nazi- und Postnazi-Deutschland, Raoul Schrotts *Tristan da Cunha* (2003) und schon Patrick Whites *Voss* (1957) über einen historischen Vorstoß ins Innere des fünften Kontinents. Auch manche thematisch postkoloniale Romane deutscher Sprache könnte man hinzurechnen trotz ihres eher politischen Fokus. *Encounters at the End of the World* nennt sich schließlich ein Film von Werner Herzog über die Antarktis.

Die Literatur- und Kulturgeschichte einer solchen Reise an das *expressis verbis* oft so genannte Ende der Welt zeichnet die titelgebende Studie dieses Buches nach.⁵ Neun Untersuchungen verwandten Themas, in denen es ebenfalls um die Erkundung jeweiliger Extremregionen der Welt geht (oder in einem Fall um den Aufbruch dazu), schließen sich an. Es folgen dann ein paar thematisch anders orientierte Essays zur Kulturgeschichte der Literatur – Schmuggelgut sozusagen, wie es auch bei wirklichen Weltreisen anfällt, das auf die Nachsicht des inspizierenden Lesers angewiesen ist. Vielleicht dient es auch zur Erinnerung daran, daß die Literatur, und besonders die aus dem deutschsprachigen Binnenland stammende, schließlich auch imstande war, sich dem Reiz der "großen Öffnung in die weite Welt" (so die Formel von Ulrich Im Hof) zu verschließen, von dem die vorausgehenden Studien berichten. Doch warum diese Zurückhaltung – zugunsten welcher Werte?

Verzeihlich ist vielleicht auch die Bemerkung, daß dieses Buch das Schlußstück einer Trilogie über "die große Öffnung in die weite Welt" darstellt – *Der Blick in die Fremde: Das Ich und das andere in der Literatur* (2000), *Die Erfindung der Welt: Globalität und Grenzen in der Kulturgeschichte der Literatur* (2005) und jetzt *Die Reise ans Ende der Welt*.

⁵ Die Zeit dafür dürfte gekommen sein. Daß die globale Zivilisation auch die Enden der Welt erreicht und sie ihrer Eigenart beraubt habe, wird heute nicht selten betont: gedankenspielerisch von Erich Wolfgang Skwara (s.u. S. 30), zynisch, desillusionierend von Jean Baudrillard (*Écran total*, Paris: Galilée, 1997, S. 145–149), melancholisch warnend von Eugene Linden (*The Ragged Edge of the World*, New York: Viking, 2011).

DIE REISE ANS ENDE DER WELT

Tristan da Cunha in Literatur und Reiseberichten

“Why should you haunt me thus”
Roy Campbell, “Tristan da Cunha”

Literatur

1.

Tristan da Cunha? Wer dabei einen Rotwein von der Algarve vermutet, darf sich belehren lassen: es handelt sich um die 1506 von einem portugiesischen Admiral dieses Namens entdeckte, etwas mehr als 100 Quadratkilometer große, nahezu kreisrunde Insel vulkanischen Ursprungs im Südatlantik, ca. 37° südlicher Breite, ca. 12° westlicher Länge, 2300 km südlich von St. Helena, dem nächstgelegenen bewohnten Fleckchen Erde, 2900 km vom Kap der Guten Hoffnung, 3300 km von Montevideo entfernt, eine seit 1816 mehr oder weniger formaljuristisch britische Besetzung am nördlichen Rand der Sturmzone der Roaring Forties. Überrascht ist sie von einem jahreszeitlich schneebedeckten, meist auf halber Höhe von einem dichten Wolkenkranz umgebenen, vom Kratersee erst kegelförmig zu einem ringförmigen, etwa zwei km breiten Hochplateau, dann bis zu 600 m fast senkrecht zur Küste abfallenden Basaltmassiv von etwa 2000 m Höhe. Besiedlung, Landwirtschaft und Viehhaltung sind nur auf einer größtenteils 500–700 m breiten, 6–7 km langen, aus vulkanischem Schutt gebildeten Landzunge im Nordwesten möglich, 30–60 m über dem Meeresspiegel. Die ständige Bevölkerung der Ansiedlung, Edinburgh-of-the-Seven-Seas genannt, besteht aus sieben Großfamilien von legendärer Gesundheit und stark ausgeprägter Unabhängigkeitsmentalität. Vier kleinere Nachbarinseln, die zu dem Archipel gehören, Inaccessible, Nightingale, Stoltenhoff und Middle, sind unbewohnt; Ureinwohner hat auch Tristan nie gehabt. 1810 langten die ersten Bewohner an, drei Amerikaner, von denen einer, Jonathan Lambert aus Salem in Massachusetts, in der *Boston Gazette* vom 18. Juli 1811 sich als Herrn von Tristan da Cunha proklamierte und auch gleich einen Entwurf zur Landesflagge veröffentlichte. 1816 stationierte die britische Admiralität für etwa ein halbes Jahr eine Bereitschaftstruppe aus Südafrika auf Tristan da Cunha zur Sicherung britischer Handelsinteressen, anschließend, 1817, blieben der schottische Korporal William Glass und seine Familie sowie zwei der Garnisonssoldaten zurück. Nach und nach kamen Schiffbrüchige, Deserteure, Aussiedler aus der Kapkolonie, Robbenjäger und Matrosen von

Walfangschiffen hinzu, Englischsprachige zumeist, aber auch ein Holländer und zwei Italiener, überdies fünf schwarze Frauen aus St. Helena, die ein Kapitän auf Wunsch von fünf Junggesellen 1827 an Land setzte. Zwar verließen auch manche der Neuankömmlinge und schon länger Ansässigen die Insel wieder, aber im Lauf der Jahre bildete sich in ständigem Auf und Ab eine Dorfgemeinschaft von heute etwa 300 Tristaniern heraus.

Auf der Segelroute des Verkehrs nach Südamerika und Ostasien und dann der Walfangflotillen aus Neuengland gelegen, war die Insel in den mittleren Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts Anlaufstation für Proviant (Hammel- und Rindfleisch, Fisch, Gemüse, Trinkwasser). Mit dem Abwandern der Wale in Richtung Antarktis, dem Rückgang des Walfangs überhaupt und vor allem mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt mit ihren vom Passatwind unabhängigen Routen wurde solche Verproviantierung überflüssig, und Tristan da Cunha geriet ins Abseits und in Vergessenheit. Nur selten noch gingen Schiffe vor Anker (einen Hafen für die Hochseeschiffahrt gab es ohnehin nicht), vielleicht fünf bis zehn pro Jahr, doch nicht selten auch weniger, bis ins mittlere zwanzigste Jahrhundert. Die Zeit stand still. Aus Marinegeschichte wurde Hörensagen. Um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts war Tristan da Cunha "almost a legend" geworden, "with its mirage-like peak, its hurricanes, shipwrecks, and odd stubborn little group of cliff-dwellers" – ein etwas unwirtliches Robinson-Idyll oder karges Paradies mit Tauschhandel, wenn Schiffe vorbeikamen, mit Kartoffeln als internem Zahlungsmittel, unregelmäßigen Arbeitszeiten, Kollektivverhältnissen, in denen jeder jedem gleich ist, frei über sein Tun und Lassen verfügt und doch auf alle angewiesen ist und sich auf sie verlassen kann. Aufmerksam wurde die Welt auf die realen Verhältnisse des Inselvölkchens erst wieder, als im Herbst 1961 der Vulkan ausbrach und die gesamte, 264 Kopf große Bevölkerung nach Südeuropa evakuiert wurde – und so gut wie vollzählig darauf bestand, sobald möglich, im Herbst 1963, aus der ungewohnten Welt der Technik und Zivilisation, des Konsums und Komforts auf ihren feuchtkalten, ständig sturmbedrohten Felsen zurückzukehren.¹ Dann versank "die einsamste Insel der Welt", wie es im Journalistenjargon regelmäßig heißt (richtiger: die einsamste bewohnte Insel), trotz gewisser zivilisatorischer Modernisierungen wieder in die Zeit-, Geschichts-

¹ Die brauchbarste, wenn auch nicht konsequent dokumentierte Geschichte Tristan da Cunhas ist die von Margaret Mackay, *Angry Island: The Story of Tristan da Cunha (1506–1963)*, London: Arthur Barker, 1963. Zahlenangaben, die von Quelle zu Quelle etwas variieren, nach Jan Brander, *Tristan da Cunha 1506–1950*, Hoorn: West-Friesland, 1952, S. 7–8, mit einigen Präzisierungen nach neuesten Quellen. Die Frequenz des Kontakts mit der Außenwelt nach Mackay, S. 237. Zitat: ebd., S. 212. Eine ebenso gottesfürchtige wie monarchietreue Nationalhymne ("national anthem") hatte George Newman den Tristaniern bereits im Jahre 1900 geschrieben; s. Newman, *Other Lyrics*, Ashford: Kent County Examiner, 1900, S. 48 ("Far from the busy world, / [...] Yet here in peace we dwell" ...). Ein anderes Gedicht singt ein Loblied auf den "Gouverneur" Peter Green (S. 49–51).

und Ortlosigkeit einer halbmythischen Ultima Thule mit unregelmäßigem und seltenem Kontakt mit der großen weiten Welt. Erst um die Jahrtausendwende kam es zur sehr bescheidenen touristischen Erschließung.

Ultima Thule – darum ging es, wenn von diesem wie verloren aus dem Meer ragenden Gipfel des subatlantischen Gebirgszugs über mehr als zwei Jahrhunderte hin die Rede war: nicht um Seemannsgarne, sondern um Inselromantik. Tristan da Cunha wurde ein Thema der Literatur. So ist es, auch mit den desillusionierenden Akzenten der Schwarzen Romantik, noch heute im Zeitalter der elektronischen Informationsüberflutung. Denn literarisch “im Gespräch” ist die Insel tatsächlich – wieder und verstärkt – gerade in den letzten Jahren, und zwar auch, ja: besonders in der deutschsprachigen Welt, vor allem, vielleicht nicht von ungefähr, im seemöwenfreien Österreich.

Um mit der Tür ins Haus zu fallen: was Tahiti für das achtzehnte Jahrhundert war – Paradies nicht ohne bald entdeckte Schlange –, scheint, in etwas herberer Abwandlung, spätestens im zwanzigsten und einundzwanzigsten und am deutlichsten um die Jahrtausendwende Tristan da Cunha geworden zu sein: dieses entlegenste bewohnte Stückchen Erde des Planeten, das wahrhafte Ende der Welt, entlegener noch als die Osterinsel und irgend eine andere längst touristisch überlaufene Südseeinsel. Paradies, Sehnsuchtsziel der gebildeten Phantasie – das klingt übertrieben und ist es doch nur leicht. (Der Herzog von Edinburgh drückte es 1957 anlässlich seines Staatsbesuchs etwas nüchterner aus: “You may not have a TV set, but you won’t get ulcers either.”)² Baedeker und Reiseberater wissen Bescheid über Tristan da Cunha als “Sehnsuchtsort” des einfachen Lebens. Ein Administrator der Insel bekam in den frühen fünfziger Jahren nicht selten Briefe von Leuten, “who wanted to opt out of everything, withdraw from the world and escape”, und der Verfasser eines strikt akademischen Buchs über den Romanschriftsteller Johann Gottfried Schnabel, den Verfasser der *Insel Felsenburg*, schreibt 1977, er habe Freunde, die “sich in ihren Behausungen [...] die Landkarte von Tristan da Cunha an die Tapete gesteckt haben”, und er kenne sogar Leute, die “ein heimliches Ticket für den Frachter von Kapstadt nach Edinborough [*sic*] der sieben Meere” besäßen.³ Soweit diese Faszination sich auch literarisch geltend macht, handelt es sich nicht nur um den Rummel, den Raoul Schrotts Mammutroman *Tristan da Cunha* (2003) in Presse, Literaturkritik und -wissenschaft ausgelöst hat, und schon gar nicht ist die Vorgeschichte der heutigen literarischen Faszination mit Jules Verne und dann Arno Schmidt erschöpft, wie Schrott

² Mackay, S. 239.

³ Phil Scott, “The Trials of an Administrator: Some Light-Hearted Reminiscences from 1952–54”, *Tristan da Cunha Newsletter*, Nr. 21 (Sept. 1997), S. 9; Roland Haas, *Lesend wird sich der Bürger seiner Welt bewußt: Der Schriftsteller Johann Gottfried Schnabel und die deutsche Entwicklung des Bürgertums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt u. Bern: Lang, 1977, S. 18, 10.

seinerseits meinte. Erich Wolfgang Skwara war Schrott mit seinem Roman *Tristan Island* bereits 1992 vorausgegangen. Aber das Zauberwort Tristan da Cunha mit seiner Aura vom äußersten Rand der Welt und toten Winkel der Geschichte taucht auch bei so verschiedenen Autoren auf wie Heimito von Doderer (dessen mit den *Wasserfällen von Slunj* einsetzender projektierte „totaler Roman“ über die 1870er bis 1960er Jahre auch den Vulkanausbruch auf Tristan da Cunha schildern sollte), Peter Handke, Uwe Timm, Primo Levi, Malcolm Lowry (dem Kultautor der sechziger und siebziger Jahre), bei Lawrence Durrell und schon bei James Joyce, und das an nicht leicht zu vergessenden Stellen – ganz als liebäugle die Moderne und Postmoderne unwiderstehlich mit dem Reiz der Rolle Prosperos auf seiner weltabgeschiedenen Atlantikinsel (deren Urbild mittlerweile ein Touristen-Mekka geworden ist, Bermuda nämlich). Und in der englischsprachigen Welt gehört manchmal noch heute das Gedicht „Tristan da Cunha“ von dem Südafrikaner Roy Campbell zum Schulwissen, ähnlich wie in den deutschsprachigen Ländern vielleicht Chamissos „Salas y Gomez“; für Campbell (anders als für die Lyriker Ian D. Colvin und R.N. Currey, die in ihren Tristan da Cunha-Gedichten einer zivilisationsfernen Romantik verpflichtet bleiben) wird das Felseneiland in seiner grenzenlosen Verlassenheit zur Metapher des Autors selbst, die John Donnes „no man is an island“ effektiv zurücknimmt:

Why should you haunt me thus but that I know
My surly heart is in your own displayed,
[...]

I, too, have burned the wind with fiery flags
Who now am but a roost for empty words,
An island of the sea whose only trade
Is in the voyages of its wandering birds.
[...]

Yet what of these dark crowds amid whose flow
I battle like a rock, aloof and friendless,
Are not their generations vague and endless
The waves, the strides, the feet on which I go?⁴

⁴ Roy Campbell, *Adamastor*, London: Faber and Faber, 1930, S. 72, 75. Ian D. Colvin, „Tristan da Cunha“ (1905), *The Penguin Book of Southern African Verse*, hg. v. Stephen Gray, London, New York: Penguin, 1989, S. 113–116 („Where life has got no stings“); R.N. Currey, „Outer Seas“ (1945), *Collected Poems*, Oxford: James Currey, 2001, S. 69–71 („Who has not wished to make Tristan da Cunha / In a small boat, alone, and let the world / Go fooling on“). Zu Doderer s. Raymond Furness und Malcolm Humble, *A Companion to Twentieth-Century German Literature*, London u. New York: Routledge, 1991, S. 65. Die meisten dieser Erwähnungen verdanke ich Amazon.com: Literature & Fiction: „Tristan da Cunha“: Books. Dort auch viele Hinweise auf die Romane von Patrick O’Brian und weitere Erwähnungen Tristan da Cunhas. Schrotts Meinung zur Vorgeschichte: Raoul Schrott, *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde: Eine Begegnung mit Autor und Roman*, München: Hanser, 2003, S. 6. Sein Roman *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde* (2003) erschien ebenfalls bei Hanser.

2.

Bevor das Thema "Tristan da Cunha" im Roman und Drama besonders des späteren zwanzigsten Jahrhunderts und des beginnenden einundzwanzigsten in Augenschein genommen wird, empfiehlt sich ein Blick auf die Cameo-Auftritte der einsamsten Insel der Welt bei den eben genannten Autoren der Weltliteratur. Ian S. MacNiven berichtet in seiner Biographie *Lawrence Durrell*: als Durrell 1935 daran denkt, nach Korfu überzusiedeln, und sich Sorgen macht im Hinblick auf einen denkbaren Krieg in Kontinentaleuropa, erinnert ihn sein in Korfu schon heimisch gewordener Freund George Wilkinson daran, daß sie sich früher einig gewesen seien: "If you want to avoid war Tristan da Cunha is the only place. [...] Cooks'll put you onto a good sea route to it, no doubt." Tristan da Cunha also als der Ort, an dem die Weltgeschichte vorbeigeht, wobei die Reiseverbindung übrigens als viel günstiger dargestellt wird, als sie selbst heute ist! In Lowrys *Under the Volcano* von 1947 sprechen Yvonne und ihr neuer Schwarm Hugh auf einem Ausritt über die Trunksucht Geoffrey Firmins, des englischen Konsuls in Cuernavaca, und Yvonne, dessen entfremdete Frau, hat die Idee, sich mit ihm auf eine Farm zurückzuziehen, vielleicht in Kanada. Hugh kann solche "Phantasien" nicht recht ernst nehmen:

"I mean why Canada more than British Honduras? Or even Tristan da Cunha? A little lonely perhaps, though an admirable place for one's teeth, I've heard. Then there's Gough Island, hard by Tristan. That's uninhabited. Still, you might colonize it. Or Sokotra, where the frankincense and myrrh used to come from and the camels climb like chamois – my favourite island in the Arabian Sea."⁶

Wieder also die weltverlorene Südatlantikinsel als Chiffre des romantischen "Aussteigens" aus der Wirklichkeit in eine Welt der Imagination. In *Finnegans Wake* (1939) wird ein unliebsamer Zeitgenosse an einer herausragenden Stelle ans Ende der Welt verwünscht, und das heißt wie selbstverständlich Tristan da Cunha mit seinen Schiffbrüchigen ("manoverboard"), seinen ehemaligen Soldaten und (damals) 105 Einwohnern, mit seiner verlockend benannten Nachbarinsel Inaccessible und seinem eigenen Namen, der das den ganzen "Roman" hindurch leitmotivische Tristan-Thema evoziert: "I want him to go and live like a theabild in charge of the night brigade on Tristan da Cunha, isle of manoverboard, where he'll make Number 106 and be near Inaccessible."⁷ Eher geheimnistuerisch (soweit die *Finnegans Wake*-Stelle das nicht ist) gibt sich eine erratische Passage in Primo Levis *Il sistema periodico* (1975), wo der Erzähler sich einen zufälligen Verweis auf die Insel Tristan da Cunha zum Stichwort nimmt für eine zu schreibende Geschichte –

⁵ London: Faber and Faber, 1998, S. 101.

⁶ London: Picador, 1990, S. 119.

⁷ New York: Viking, 1971, S. 159.

die dann tatsächlich auch, unter dem Titel "Mercurio", in diesem Band erscheint, aber allzu spielerisch-leichtgewichtig ausfällt: eine phantasievoll angereicherte kuriose Episode aus der Besiedlungsgeschichte Tristan da Cunhas (hier, wie schon bei Hervé Bazin, "Desolazione" genannt).⁸ Höchst signifikant jedoch ist wieder die Beschwörung der Insel in Peter Handkes "Märchen" *Die Abwesenheit* (1987).⁹ Einer der vier Außenseiter der Gesellschaft, die sich hier zu einer immer exotischer und surrealistischer werdende Erkundungsfahrt aufmachen – zu einem fluchtartigen Sehnsuchtstrip ins ganz andere, geschichtslose und ortlose "Niemandland" der Phantasie (S. 194, 214), wo sie eine Art Beglückung finden –, nämlich die einzige Frau unter ihnen, bekennt gleich anfangs: die wirkliche Welt, der Planet Erde habe sie nie gereizt: "Verreisen? [...] Nie hat es mich in die Ferne gezogen. Ich habe keine Sehnsuchtsorte wie eure Insel Tristan da Cunha oder eure Antarktis. [...] Ich glaube nicht an das Wunder auswärts" (S. 61). Tristan da Cunha als "Sehnsuchtsort" der normalen Sterblichen wird in den Schatten gestellt von den Sehnsuchtszielen der Phantasie, die niemals erfahren werden könnten durch Entdecker-Expeditionen, vor denen also selbst Tristan da Cunha nicht sicher wäre. Solche Ziele wären die mythisch-imaginären Welten, die die Menschheit sich in ihrer "Kindheit" erdacht habe wie Ultima Thule und Atlantis "am Ende der Welt" (S. 81). Der Kindheit entwachsen, bleibt dem Europäer von heute, so lautet die Diagnose, immerhin noch Tristan da Cunha als "Sehnsuchtsort". Auf Kuriositätswert reduziert hingegen Uwe Timm die quasi mythische Insel in seinem skurrilen Roman *Johannisnacht* (Köln: Kiepenheuer u. Witsch, 1996) um die abstrusen Berliner Abenteuer eines journalistischen Kartoffelforschers, der sich "in immer abgelegene Gebiete" verliert, zu denen "die Kartoffel [...] auf der Insel Tristan da Cunha" gehört (S. 12). Ähnlich kurz vorher auch der Spanier Javier Marías in *Corazón tan blanco* (Barcelona: Anagrama, 1992), wo Aids auf dem Tristan-Archipel eins der absurden Themen ist, mit dem sich der frustrierte Protagonist als Übersetzer herumschlagen muß (S. 58), und eine Generation früher schon der argentinisch-italienische Surrealist aus dem Kreis um Borges und Silvina Ocampo, J. Rodolfo Wilcock in seiner Galerie von Exzentrikern *La sinagoga degli iconoclasti* (1972), wo in dem Kapitel "Klaus Nachtkecht" von einem verrückten deutschen Emigranten in Südamerika berichtet wird, er habe im Vertrauen auf die Heilkraft vulkanischer Strahlungen ein Kurhotel auf Tristan da Cunha errichten wollen, was daran scheiterte, daß niemand so recht wußte, wie man dort hinkäme. Schließlich Arno Schmidt, der in der Literaturgeschichte Tristan da Cunhas eine ganz besondere, herausgehobene Rolle spielt. Der Auftakt ist seine frühe Erzählung "Seltsame Tage", die ganz aus der Aufzählung von angeblich merkwürdigen Lappalien und Trivialitäten besteht; zu diesen gehört der

⁸ *Il sistema periodico*, Turin: Einaudi, 1975, S. 77, 100–112. Zu Bazin s. u. S. 23–27.

⁹ Frankfurt: Suhrkamp, 1987.

völlig unmotivierte Anruf einer Frau, die eine drollige Anekdote aus dem Alltag Tristan da Cunhas oder der "Tristanier", wie Schmidt sie nennt, erzählt und dann aufhängt. Es handelt sich um einen dem Sachkenner geläufigen Zwischenfall anlässlich einer Hochzeit auf Tristan da Cunha.¹⁰ In dem epischen Mammutwerk *Zettels Traum* (1970) kommt Tristan da Cunha dann mehrmals vor;¹¹ die reichhaltigste Stelle ist:

Wie TRISTAN DA CUNHA denn immer=wieder den Dichtern seltsam=anregend gewesen ist: SCHNABEL (IF) / POE / JULES VERNE / JOYCE / auch=Ich hab ja ein (sogar noch "erhaltenes"!) LG dran geschriebm!¹²

Ob "seltsam=anregend" der richtige Ausdruck ist zur Bezeichnung der Bedeutung Tristan da Cunhas für die genannten Autoren, ist bezweifelt worden.¹³ Doch daß er auf die Bedeutung der Insel für Schmidt selbst zutrifft, steht außer Zweifel. (Möglich, daß er bei den Genannten Rückversicherung suchte für seine eigene Faszination.)

3.

Am deutlichsten tritt diese Faszination Schmidts zutage – und damit kommen wir zu dem ersten Tristan da Cunha-Roman – in seiner mehr als einmal stolz herausgestellten "aufsehenerregenden"¹⁴ Entdeckung, daß die Insel Felsenburg in Johann Gottfried Schnabels utopischem Roman *Wunderliche Fata einiger See-Fabrer* (über eine ideal bürgerliche Gemeinschaft von Europamüden, 1731–43) in der geographisch-historischen Wirklichkeit die Insel Tristan da Cunha sei.¹⁵ Das ist nun zwar ein Fortschritt gegenüber der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Zusammenhang der Suche nach dem geographischen Urbild geäußerten Ansicht, daß der Südatlantik, wo Schnabel seine Insel lokalisiert (und im selben Jahr, 1731, auch Antoine-François Prévost d'Exiles seine Inselutopie *Le Philosophe*

¹⁰ Vgl. etwa Mackay, S. 142; Schmidt dürfte die Geschichte bei K. M. Barrow gefunden haben: *Three Years in Tristan da Cunha*, London: Skeffington, 1910, S. 55. Dies war die Hauptquelle für seine Informationen über Tristan da Cunha. Schmidt, Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe I, Band IV (1988), 99; Erstausgabe 1966.

¹¹ Dieter Stündel, *Register zu "Zettels Traum": Eine Annäherung*, München: Edition Text + Kritik, 1974, S. 480.

¹² *Zettels Traum*, Stuttgart: Stahlberg, 1970, S. 244.

¹³ Dieter Rudolph, "Tristan da Cunha", *Zettelkasten*, I (1984), 168–182.

¹⁴ Gerd Schubert, "Der Wein auf Tristan da Cunha: Eine Übersicht zu Arno Schmidts Bezugnahme auf Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg* mit einigen Anmerkungen, auch Adam Oehlenschläger betreffend", *Zettelkasten*, IX (1991), 19.

¹⁵ "Herrn Schnabels Spur: Vom Gesetz der Tristaniten", Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe II, Band I (1990), 235–264. Zuerst 1958 im Druck; Rundfunksendung 1956.

anglais ou l'histoire de M. Cleveland), "ohne Inseln" sei.¹⁶ Doch sind die Navigations-Angaben in dem generell als *Insel Felsenburg* bekannten Roman ("IF" bei Schmidt) nicht so präzise, wie Schmidt den Leser glauben macht. Tatsächlich wird dort nur gesagt, daß das Auswanderer-Schiff in St. Helena vor Anker geht, dann südwärts segelt, am 15. Oktober den "Tropicum Capricorni passirt" und nach anhaltender Schlechtwetterperiode, aber bei offenbar normaler Windstärke und -richtung am 12. November 1725 vor der Insel ankert – von den bei Schmidt in scheinbarer Sachlichkeit genannten Breitengraden keine Spur.¹⁷ Immerhin gehört auch bei diesen spärlichen Indizien nicht viel Scharfsinn oder geographische Sachkenntnis dazu, auf Tristan da Cunha als Urbild von Schnabels Inselutopie zu tippen: was sonst käme denn in Frage! Darüber belehrt schon ein Blick auf die Landkarte, und auf Landkarten war Tristan da Cunha, unter diesem Namen, denn auch schließlich schon über zweihundert Jahre vor Schnabels Roman eingetragen gewesen, seit etwa 1509.¹⁸ Allenfalls wäre noch an die Insel Saxenburg, zwischen St. Helena und Tristan da Cunha, zu denken, 31° südlicher Breite, 18° westlicher Länge, die bis ins frühe neunzehnte Jahrhundert auf Seekarten erschien, auch in J.H. Zedlers *Großem vollständigen Universal-Lexikon* (1742, im 34. Band) einen Eintrag erhielt, sich aber später als imaginär herausstellte: der Sachse Schnabel hätte diese Insel vielleicht passend gefunden, schließlich kommen seine Romanfiguren aus Sachsen.¹⁹ Im übrigen ist die geographische Identifizierung natürlich längst nicht so wichtig, wie Schmidt mit der Gravitas des Autodidakten meint (er scheint Schnabels Beteuerung im Vorwort aufgesessen zu sein, daß es sich nicht um "Fiction", sondern um "Wahrheit" handle – obwohl "Fiction" als "lusus ingenii"

¹⁶ Adolf Stern, "Der Dichter der *Insel Felsenburg*", *Historisches Jahrbuch*, 5. Folge, 10. Jahrg. (1880), 345.

¹⁷ *Insel Felsenburg*, hg. v. Günter Dammann und Marcus Czerwionka, Frankfurt: Zweitausendeins, 1997, I, 112–114, vgl. 160–163. S. auch Schubert, S. 51. Über den Roman vgl. u. a. Horst Brunner, *Die poetische Insel: Inseln und Inselvorstellungen in der deutschen Literatur*, Stuttgart: Metzler, 1967, S. 102–113; Michael Winter, *Compendium Utopiarum: Typologie und Bibliographie literarischer Utopien*, Erster Teilband, Stuttgart: Metzler, 1978, S. 187–196; Wilhelm Voßkamp, "›Ein irdisches Paradies‹: Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg*", *Literarische Utopien von Morus bis zur Gegenwart*, hg. v. Klaus L. Berghahn u. Hans Ulrich Seeber, Königstein: Athenäum, 1983, S. 95–104.

¹⁸ Mackay, S. 20.

¹⁹ Vgl. Peter Brosche, "Neues zur Lage der Insel Felsenburg", *Photorin*, Heft 3 (1980), S. 44–45. In Heft 2 derselben Zeitschrift (1980) hatte Brosche das Urbild der Felsenburg-Gemeinschaft in Stolberg im Harz gefunden ("Die Insel Felsenburg: Zur geographischen Lage einer literarischen Utopie", S. 23–27). Zu Saxenburg vgl. noch Henry Stommel, *Lost Islands*, Vancouver: Univ. of British Columbia Press, 1984, S. 22–25, 121. Was Zedler zu Saxenburg angibt – "Eine Insul, [...] nicht weit von dem Paragayischen Meer, welche 1670 [...] entdeckt, aber nicht weiter untersucht worden, sie wird auch auf wenig Charten gesehen" (Sp. 447) –, wirkt wie ein Stichwort zur Ansiedlung von Utopien.

unverächtlich sei). Denn nicht nur ist das Vorbild der idealen Inselwelt *auch* das irdische Paradies mit seinen althergebrachten literarischen Topoi, das im Roman mehrfach beim Namen genannt wird.²⁰ Vor allem aber, und der Paradiesvorstellung entsprechend, sind die klimatischen und topographischen Verhältnisse der Insel Felsenburg unter keinen Umständen mit der landwirtschaftlichen Kargheit und ökonomischen Unwirtlichkeit des realen Tristan da Cunha auf einen Nenner zu bringen. Das besagt: wenn Schnabel wirklich mit dem Blick auf eine Landkarte Tristan da Cunha als Urbild im Auge gehabt haben sollte, kann er so gut wie nichts darüber gewußt haben; die angeblichen Quellen seines Wissens, die Schmidt zuversichtlich nennt, sind entweder nicht-existent, oder sie sagen nichts über Tristan da Cunha.²¹ Doch über solchen Quisquilien sollte man nicht aus den Augen verlieren, was unbezweifelbar ist: daß Schnabel seinen Roman (der seit Schmidts wiederholten Hinweisen auf seine Bedeutung in der Geschichte der Gattung und auf seinen literarischen Wert wieder intensiv ins Blickfeld der Germanistik gerückt ist) in der noch heute entlegensten Weltgegend ansiedelt und daß, wenn man schon an einen insularen geographischen Fixpunkt in dieser Gegend denken will, eigentlich nur Tristan da Cunha in Frage kommt.²² Und das gilt schon für Schnabel nach dem kartographisch greifbaren Wissensstand seiner Zeit, wenn er natürlich auch keineswegs beabsichtigt hat oder auf Grund der damals in Deutschland verfügbaren Sachkenntnis beabsichtigt haben kann, eine einigermaßen zutreffende Topographie der Insel oder Inselgruppe (auch die Nachbarinsel Klein- Felsenburg spielt ja im Roman eine Rolle) zu liefern. Mit dieser Einschränkung also wäre Schnabel der Autor, der die Ausgestaltung der Südatlantikinsel zum Mythos vom utopisch "guten Leben" inauguriert hat.

Ähnliches wie für die *Insel Felsenburg* gilt im Hinblick auf die reale, empirische "Vorlage" für Adam Oehlenschlägers Neugestaltung von Schnabels Werk in seinem utopischen Roman *Die Inseln im Südmeere*, der in Oehlenschlägers eigener deutschsprachiger Fassung 1826 herauskam. Die geographische Lokalisation ist um nichts genauer als bei Schnabel. Zu dieser Unbestimmtheit paßt, daß der Däne im Unterschied zu dem Deutschen, der immerhin im Vorwort noch auf einen Grad von Verismus pochte, sich über die mythische Natur der Robinson-Existenz

²⁰ Rosemarie Nicolai-Haas, "Die Landschaft auf der Insel Felsenburg", *Landschaft und Raum in der Erzählkunst*, hg. v. Alexander Ritter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1975, S. 262–292.

²¹ Vgl. Dirk Sangmeister, "Wunderliche Saga eines absonderlichen Schriftstellers, oder: Warum Tristan da Cunha nicht das Vorbild für Schnabels *Insel Felsenburg* war", *Bargfelder Bote*, Lfg. 170–171 (1992), 17–31. Ähnlich Schubert (Anm. 14). Trauben, die auf der Insel Felsenburg wachsen, gedeihen übrigens doch auf Tristan da Cunha. So Barrow (Anm. 10), S. 117, 264– dies als Korrektur der Behauptung von Sangmeister (S. 24) und Schubert (S. 51).

²² Ähnlich, aber unter Verweis auf andere (imaginäre) Inseln, Schubert, S. 56.

auf der von der Beschaffenheit Tristan da Cunhas stark unterschiedenen Südatlantikkinsel völlig im klaren ist. Im Vorwort heißt es:

Fragt Jemand: Wo ist der eigentliche Held der Geschichte? den frag' ich: Wo steht es geschrieben, daß in einem Romane nur ein einziger Held (eigentlich eine einzige Hauptfigur) auftreten solle? Können auch nicht mitunter ihrer zwei, ja, noch mehrere sein? Einige merkwürdige Menschen verschiedener Zeitalter (wodurch diese zum Theil geschildert und in Gegensatz zu einander gebracht werden) finden nach vielen Abenteuern und Widerwärtigkeiten Ruhe auf einer schönen Insel; nur die kriegsbegierigen, heimathskranken Wäringere nicht. Das paradiesisch idyllische Leben hört aber wieder auf, sobald ihrer zu viele werden, und nun müssen einige weise Freunde sich wieder in einen engeren Kreis von der Welt zurückziehen und freiwillige Robinsone werden, um des Glückes der Ersten wieder theilhaftig zu werden. Das ist die Einheit, die Idee dieser Dichtung! Ein Bild des allgemeinen Menschenlebens. Denn, wo findet man wahres Glück, ohne sich von den Eitelkeiten der Welt mit wenigen Auserwählten zurückzuziehen? Ohne ein freiwilliger Robinson zu werden, der selbst die Hauptstraße der größten Hauptstadt wie das einsame Insel-Gestade, und das Menschengewimmel darin mit seinen Leidenschaften und Zerstreungen wie Wellen des Meeres im Sturm und Sonnenschein betrachtet?²³

Nicht nur ist Oehlenschläger sich der idealistischen Mythisierung bewußt: er gestaltet sie auch auf seine eigene, von Schnabel abweichende Weise aus, nämlich in Richtung auf die etwas resignierte, aber selbstgewählte geistesaristokratische Eremitage, während es sich bei Schnabel um das Asyl von Verfolgten handelte, die generell kleine Leute ohne gehobene kulturelle Ansprüche waren. Die Insel im Südatlantik wird derart bei Oehlenschläger der mythische Ort eines idealen Lebens fern von Europas moderner Betriebsamkeit und Kabale (und Krethi und Plethi): eine Stätte der Bildung und vornehmen Selbstkultivierung.²⁴

Genau auf dieser ideologischen Linie des Inselutopismus liegt noch zwei Generationen später ein Werk, das sich ebenfalls in vieler – topographischer und fiktiver – Hinsicht an die *Insel Felsenburg* bis ins Wörtliche anschließt: die Erzählung *Apoikis* (griech. "Zufluchtsort, Kolonie") von dem durch seine philosophische Science Fiction bekannt gewordenen Kurd Laßwitz (1882).²⁵ Sie spielt auf einer in jedem Sinne imaginären Insel "in dem einsamen, selten besuchten südlichen Teile des Atlantic", deren geographische Lage präzise fixiert wird als 28° 34' westlicher Länge und 39° 56' südlicher Breite (S. 61). Wie die Insel

²³ *Werke*, 2. Aufl., Breslau: Max, 1839, XV, xi-xii. Zur völlig vagen geographischen Lokalisation s. *Werke*, XVI, 54–60.

²⁴ Vgl. Sven-Aage Jørgensen, "Adam Oehlenschlägers *Die Inseln im Südmeer* und J. G. Schnabels *Wunderliche Fata*", *Nerthus*, II (1969), 131–50.

²⁵ In Laßwitz, *Seifenblasen: Moderne Märchen*, Leipzig: Elischer, 10. Taus., o.J., S. 60–77. Lt. Inhaltsverzeichnis entstand diese Geschichte 1882. Zur motivischen Nähe zur *Insel Felsenburg* s. Schweikert (Anm. 26), S. 914–917.

Felsenburg und die Inseln des Tristan-Archipels hat sie eine "steile [...] Felsenwand" (S. 61), die allerdings statt aus Basalt aus Kalkspatkristallen besteht, so daß sie für einen Eisberg gehalten und daher auf Seekarten nicht zur Kenntnis genommen wird. Zu Hause ist hier eine ideale menschliche Gemeinschaft in einer idealen Welt – futuristisch zivilisiert in der Art von Science Fiction (geschützt durch ein parapsychisches Kraftfeld, das fremde Fahrzeuge pulverisiert), zugleich aber philosophisch-charakterlich höchstentwickelt im Sinne der deutschen idealistischen Philosophie, sofern, wer dächte nicht an Schiller, "Pflicht und Wunsch", "Zwang und Freiheit" zusammenfallen.²⁶ Diese Lebensform wird nun aber bei allem Informations-Kontakt mit Europa (alle zehn Jahre per Untersee-Expressboot) als Gegenbild zu Europa stilisiert: Kultur auf der Insel *Apoikis*, Barbarei in Europa; vom Land der Herkunft sondert man sich ab, nachdem man ihm vor 200 Jahren entkommen ist. Das wird gleich eingangs deutlich. Die Erzählung gibt sich in der Form des Briefes eines deutschen Archäologen, der am 28. Dezember 1881 über seine durch besondere Vergünstigung ermöglichte Reise in das Wunderland *Apoikis* berichtet: in die "Gemeinschaft seliger Götter, die ich vor wenigen Tagen verlassen, [um] wieder in das Barbarentum Europas zurückzukehren". Immerhin: einen "Blick in das intelligible Paradies" habe er geworfen (S. 60); dessen Bewohner "amüsierten sich über unsere Leute, wie wir uns über die Feuerländer im zoologischen Garten amüsiert hatten. Und ebenso verblüfft und verständnislos wie jene Wilden waren hier die Europäer", obwohl man ihnen sinnigerweise ihr zeitweiliges Habitat "europäisch eingerichtet" hatte (S. 76). Die Insel im Südatlantik ist also nicht nur ein Paradies und insofern rückwärtsgewandt, sondern vor allem eine Vorwegnahme der evolutionären Zukunft utopischen Gepräges. Nun aber die Pointe, die im Zusammenhang des Tristan da Cunha-Themas relevant ist: der Erzähler läßt sich, um rasch nach Europa zurückkehren zu können, mit einem "Ruderboot, [wie es] zu Fahrten in der Nähe der Insel [...] gebraucht" wird (S. 76), innerhalb von Stunden auf eine Nachbarinsel übersetzen; diese liegt mithin ganz in der Nähe, und das ist *expressis verbis* Tristan da Cunha, denn von dort ist der Brief des Erzählers datiert: "Tristan da Cunha, 28. Dezember 1881" (S. 60). Mit andern Worten (und ungeachtet der Bezeichnung von Längen- und Breitengrad, die stark abweichen von der Lage des Tristan-Archipels): die Wunderinsel der Glückseligen kann nur eine Nachbarinsel von Tristan da Cunha sein, etwa Inaccessible! Wieder einmal ist die notorisch entlegenste Region der marinen Welt, die südatlantische Wasserwüste, der Ort der mythischen Utopie. Das Tristan-Archipel ist es also, auf das sich die "unstillbare Sehnsucht nach dem Unerreichbaren" (S. 60) richtet – wie später immer wieder, etwa bei Handke (s. o. S. 10 und Skwara (s. u. S. 29), quasi wörtlich noch im Prachtstück der Beispielreihe,

²⁶ S. 72–73. Dazu Rudi Schweikert in Kurd Laßwitz, *Auf zwei Planeten*, hg. v. Hans-Michael Bock, Frankfurt: Zweitausendeins, 1997, S. 913, 921–922.

Raoul Schrotts *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde* (2003), das der Verlag nach Stichworten des Textes als den "Roman der Sehnsucht" vertreibt.²⁷

Die Tendenz zum Mythisch-Märchenhaften, die sich im Hinblick auf das Tristan-Archipel bei Laßwitz geltend macht und bis hin zu den beiden prominentesten Tristan-Romanen der Gegenwart lebendig bleibt, wird schon 1867 präludiert, und zwar unter direkter Berufung auf die klassische Mythologie, in einem Roman von Jules Verne. Das ist jedoch nicht der, den Arno Schmidt in seiner zitierten Bemerkung über das "Seltsam=Anregende" der Südmeer-Insel für Verne im Auge hatte (*Le Sphinx des glaces*), sondern *Les Enfants du Capitaine Grant* (*Die Kinder des Kapitän Grant*, übersetzt von Lothar Baier, Frankfurt: Fischer, 1975). Das zweite Kapitel des zweiten Teils ist da "Tristan da Cunha" überschrieben. Die mondäne Reisegesellschaft geht hier zu kurzem Besuch auf der Insel an Land, die geographisch zwar durchaus korrekt lokalisiert wird, doch den rauen klimatischen Bedingungen Tristan da Cunhas keineswegs entspricht. Richtig jedoch ist, was anschließend an den Landgang in einem abendlichen Gespräch an Bord über die Geschichte der Insel, ihre Entdeckung und Entdecker mit viel akkuratem Detail mitgeteilt wird. Nichtsdestoweniger bleibt dieses Tristan da Cunha ein märchenhafter Ort: eine "île privilégiée", ein Land des ewigen Frühlings ("printemps éternel"); ja: erinnert wird sogar an die Ähnlichkeit der Insel mit Homers Insel der Kalypso.²⁸ Der Tristan-da-Cunha-Mythos wird also humanistisch eingemeindet in die antike Sagenwelt des Bildungsbürgers des neunzehnten Jahrhunderts: das sturmgepeitschte Eiland, auf dem vor allem anspruchloses nördliches Gemüse und Kartoffeln gedeihen, wird zur Insel der Seligen oder doch wunschlos Glücklichen.

Was Arno Schmidt hingegen mit seinem Hinweis auf Jules Verne im Sinn hatte bei seiner Suche nach Vorläufern seiner eigenen Faszination von der Südmeer-Insel, war, wie gesagt, dessen Roman *Le Sphinx des glaces* von 1897²⁹ (*Die Eissphinx*, übersetzt von Hans-Jürgen Wille und Barbara Klau, Zürich: Diogenes, 1985). Dabei handelt es sich um eine Fortsetzung von Edgar Allan Poes kurz vor dem Ende abrupt abgebrochener Erzählung *The Narrative of Arthur Gordon Pym of Nantucket* (1838). Der Forschungsreisende Pym war dort auf der Suche nach den Aurora-Inseln südlich von den Falklands auf mysteriöse Weise verschollen, und Verne beschreibt nun seinerseits, wie elf Jahre später eine neue Erkundungsreise unternommen wird, die das Schicksal Pym und seiner Mitreisenden klären soll. In beiden Texten spielt Tristan da Cunha insofern eine Rolle, als es die einzige Insel im Südatlantik ist, auf der man sich mit Fleisch, Gemüse und Trinkwasser

²⁷ Raoul Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung mit Autor und Roman* (Anm. 4), Rückseite des Umschlags.

²⁸ *Les Enfants du Capitaine Grant*, Paris: Hetzel, Bibliothèque d'éducation et de récréation, o.J., S. 231. (Reihe [Les] Voyages extraordinaires).

²⁹ Vgl. Rudolph (Anm. 13), S. 177–178.

versorgen kann. So haben beide ein "Tristan da Cunha" betitelt Kapitel (das 15. bei Poe, das 7. bei Verne). Doch zum Mythos der Insel tragen diese Kapitel nur herzlich wenig bei, da ihre *raison d'être* eben ganz praktisch-realistisch ihre geographische Unumgänglichkeit ist (Landgang zwecks Proviantaufnahme). Immerhin sind diese Kapitel fünf bzw. dreizehn Seiten lang,³⁰ und sie geben einen einigermaßen erfahrungsgetreuen Eindruck von einer bis zu Poes Erzählung *unter ihrem Namen* literarisch noch unbekanntem Insel (Schnabel und Oehlenschläger hatten ihre utopische Insel ja nicht Tristan da Cunha genannt). Poe 1838 und Verne 1867 und 1897 zeichnen die Insel, die bei Laßwitz 1882 lediglich als Absendeort eines Briefes über die utopische Insel Apoikis figuriert, also als erste mit ihrem realgeographischen Namen in die literarische Karte ein. Wie sieht sie bei ihnen aus?

Poe hält sich in betont sachlich an die geo- und topographischen sowie schiffahrts- und besiedlungsgeschichtlichen Tatsachen des Archipels im Anschluß an die von ihm selbst genannte Quelle: Benjamin Morrells *A Narrative of Four Voyages, to the South Sea, North and South Pacific Ocean, Chinese Sea, Ethiopic and Southern Atlantic Ocean, Indian and Antarctic Ocean* (New York: J. & J. Harper, 1832, S. 352–355). Längen- und Breitengrad des Archipels sind penibel verzeichnet, die Gestalt der Vulkaninsel wird genau beschrieben, die für die Landung von Booten geeignete Bucht im Nordwesten erwähnt, die Tierwelt (Seelöwen, Seehunde, Seevögel, auch die ausgesetzten Ziegen) geschildert und die Bedeutung der Insel für die Proviantaufnahme betont; anschließend werden die Berichte von Kapitänen über die seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert zunehmende Bevölkerung zusammengefaßt, die unter Führung des "Englishman" Glass vom Handel mit Seehundsfellen lebe. Was bei solcher Nüchternheit allenfalls in die Richtung einer Idealisierung der Lebensverhältnisse deutet, ist der Hinweis auf das gesunde Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens: "salubrity of the climate and [...] the productiveness of the soil" (S. 173). Das ist nicht viel, aber Verklärung immerhin, und das um so mehr, als von der Inselgruppe, die "now so well known" sei (S. 171), damals jedenfalls schon dies bekannt gewesen sein mußte, daß das Klima höchst abschreckend und die landwirtschaftliche Erträglichkeit des Bodens äußerst dürftig ist.

Nicht viel stärker beteiligt sich Verne an der Idealisierung Tristan da Cunhas, doch in interessant anderer Blickrichtung. Er lenkt die Aufmerksamkeit statt auf Geschichte und Ortsbeschreibung, die ganz knapp referiert werden, mehr auf die Begegnung mit den Tristaniern, vor allem mit dem schottischen ehemaligen Artillerie-Korporal Glass, jetzt Seehundsfellhändler, der als eine Art Gouverneur

³⁰ Poe, *The Narrative of Arthur Gordon Pym of Nantucket*, hg. v. Harold Beaver, London: Penguin, 1975, S. 171–175; Verne, *Le Sphinx des glaces*, Paris: Hetzel, Bibliothèque d'éducation et de récréation, o.J., S. 93–106. (Reihe Les Voyages extraordinaires).

über mehr als fünfzig Leute gebietet. Das angeblich günstige Klima wird in der Unterhaltung mit ihm zwar ebenfalls gestreift, sicher auf Poes Behauptung hin. Vor allem aber wird die Genügsamkeit und (nicht ungewitzte) Weisheit des Tristaniers hervorgehoben: einen Hafen, selbst ein Dock braucht man nicht, da die "Natur" eine so gut geschützte Landebucht bereitgestellt hat; man ist dankbar zufrieden mit den natürlichen Gegebenheiten, ohne europäischer Fortschrittsucht zu verfallen. Gastfreundschaft ist eine weitere Tugend in dieser isolierten Welt, aber ansonsten widmet Verne sein Tristan-da-Cunha-Kapitel der Verknüpfung der Pym-Expedition mit der neuerlichen Forschungsreise. Nur in Grautönen deutet sich damit, wie schon bei Poe, eine Insel der Glückseligen an, sehr im Unterschied zur klassisch inspirierten Mythisierung in *Les Enfants du Capitaine Grant* dreißig Jahre zuvor. Immerhin hat sich, wenn man auf das Bisherige zurückblickt, vom frühen achtzehnten Jahrhundert bis zum späten neunzehnten in verschiedenen Beleuchtungen ein in den Umrissen bestimmtes Bild der "einsamsten Insel der Welt" bzw. ihres Archipels herausgebildet, das unverkennbar Anflüge von utopischer Idealisierung aufweist, wenn auch in unterschiedlicher Stärke. Selbst in Vernes *Sphinx des glaces*, dem am wenigsten in diese Richtung einschlagenden Roman, fällt – und ganz erratisch unpassend und ohne Anlaß – die Bemerkung: im sechzehnten Jahrhundert hätte man die Tristan-Inselgruppe "terre de vie", "das Land des Lebens" genannt (S. 97). Das wäre also ein verheißenes Land der Sehnsucht in entlegenster Ferne, weitab vom zivilisierten "Leben" in Europa – wo doch gerade um die Jahrhundertwende die Wogen der Selbstbewunderung hoch gingen: das Datum von *Le Sphinx des glaces* ist das Jahr der Jubelfeiern anlässlich der 60. Wiederkehr von Victorias Thronbesteigung. Seine ganze Lautstärke und Klangfülle entwickelt das bereits mehrfach mehr oder weniger zaghaft angeschlagene Thema "Tristan da Cunha als Land der Sehnsucht" jedoch erst in den letzten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts und *a fortiori* um die Wende zum einundzwanzigsten, vor allem in deutschen Romanen (präludiviert in gewissem Sinn von Arno Schmidts Verfallenheit an Tristan da Cunha als "seltsam=anregendes" Ziel der Sehnsucht). Ein uneingeschränkt gelobtes Land ist die Insel dann allerdings schon nicht mehr.

4.

Die zwei ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts hingegen sind eher eine Durststrecke auf der Expedition nach dem literarischen Tristan da Cunha – aber eine erstaunlich vielfältige.

Deutschlands Beitrag aus dieser Zeit ist, wohl für Jugendliche gedacht, Emil Droonbergs *Südlich von Tristan da Cunha: Abenteuerroman aus dem Südatlantik* (Reutlingen: Enßlin & Laiblin, 1931). Er dreht sich um Schiffsbruchversicherungs-betrug und Seeräuber-Romantik auf der Schatzsuche südlich von Tristan da

Cunha in der Nähe und auf einer rein fiktiven unbewohnten Koralleninsel. Wie so oft schon und später wieder muß die Südatlantik-Region, *terra et mare nullius*, erhalten als Ort extremer Einsamkeit und Unbekanntheit – wo alles passieren kann, ohne daß der Leser die Augenbrauen hochzöge. “Sie waren [auf ihrem Segelschiff] also nach einer Gegend ganz außerhalb des gewöhnlichen, in diesen Meeren ohnehin nur geringen Schiffsverkehrs verschlagen worden”, in der “in einem Umkreis von mehreren hundert Meilen” keine Seekarte eine Insel verzeichnet (S. 150). Tristan da Cunha wird zwar gelegentlich genannt als geographischer Anhaltspunkt, doch wird es nie betreten, nicht einmal gesichtet. Vielmehr fungiert der Name symbolisch als das *non-plus-ultra* der Entlegenheit; daher der geistig-exotische Charme, den er quasi definitionsgemäß in der gesamten Tristan-Literatur ausstrahlt: ein geographisches Schibboleth, mit dem man zaubern kann. Nicht zuletzt darum erscheint es im Titel und sporadisch im Text. – In dieselbe Kategorie wie Droonbergs Roman gehört noch 1991 Duncan Watts Roman *Trouble in Tristan*, ein Band in der Serie der Abenteuer-geschichten der “Wallace Boys”, auf den von hier aus kurz ein Blick vorauszuwerfen ist,³¹ um so mehr, als er ein eigenartig deutsches Thema anschlägt. Ein Roman für und über Teenager, schöpft *Trouble in Tristan* aus der Geschichte des Archipels, indem er anknüpft an die Brüder Stoltenhoff, die sich in den frühen 1870er Jahren auf Inaccessible, der Nachbarinsel Tristan da Cunhas, als Robbenfänger ansässig zu machen suchten. (Über ihre zwei Jahre auf der unbewohnten Insel hat der Südafrikaner Erich Rosenthal einen stark fiktionalisierten Bericht veröffentlicht, der sich tatsächlich wie ein spannender Roman liest.)³² Zwei Enkel dieser Stoltenhoffs, deren Namen eine der Inseln des Tristan-Archipels trägt, nehmen die Wallace Boys unter Vorspiegelung falscher Tatsachen auf ihrer Yacht nach Inaccessible mit, um mit ihrer Hilfe die dort 1945 in einer Höhle versteckte Gemaldesammlung Hermann Görings an sich zu bringen. Das gelingt natürlich nicht, obwohl man die Kunstschätze unversehrt vorfindet. Die Jungen, die die Gemälde heimlich in Sicherheit bringen, werden von den Tristaniern gerettet, während die Yacht der Stoltenhoff-Nachkommen infolge einer Explosion untergeht. Wie in Droonbergs Abenteuer-geschichte wird Tristan auch hier lediglich aus dem Grunde zum Ort der Handlung gewählt, daß es mittlerweile konkurrenzlos als das abgelegenste bewohnte Stückchen Erde des Planeten renommier ist. Das gäbe ohne weiteres zu “Mythisierung” Anlaß, die wird aber kaum weiterentwickelt; der Reiz des Abenteuers – weniger unwahrscheinlich, weil so weit von aller Zivilisation entrückt – soll dominieren.

³¹ Thornhill, Scotland: Tynron Press, 1991. Freie Erfindung ist auch der Spionage- und Seekriegsroman (2. Weltkrieg) *Phantom Fleet: A Story of the Navy* von “Sea-Lion” (Geoffrey Martin Bennet), London: Collins, 1946.

³² *Shelter from the Spray*, Cape Town: Howard B. Timmins, 1952. Dazu Karl S. Guthke, *Der Blick in die Fremde*, Tübingen: Francke, 2000, S. 123–134.

Noch mehr an der Peripherie des literarischen Tristan-Themas liegt *The Astonishing Island, being a veracious record of the experiences undergone by Robinson Lippingtree Mackintosh from Tristan da Cunha during an accidental visit to unknown territory in the year of grace MCMXXX-?*, von der britischen Feministin und Romanschriftstellerin Winifred Holtby (London: Lovat Dickson, 1933; illustriert mit Karikaturen von "Batt").³³ Es handelt sich um eine Satire auf politische, gesellschaftliche, kulturelle und religiöse Verhältnisse in England, die einem Besucher aus Tristan da Cunha in den Mund gelegt wird. Das Werk hat also, wie es im Bibliothekskatalog des Scott Polar Research Institute in Cambridge, Cambs., heißt "nothing to do with Tristan da Cunha!" Das stimmt natürlich, doch wird dabei die halbe Wahrheit unterschlagen. Denn der Witz ist doch, daß die Verhältnisse in Großbritannien als dekadent, korrupt und absurd erfahren werden aus der Perspektive des Außenseiters, der es ganz anders gewöhnt ist und damit zum Vertreter des Normalen und Wünschenswerten stilisiert wird, ähnlich wie Montesquieu Europa von einem Perser visieren ließ in den *Lettres persanes*. Tristan da Cunha, weit entfernt und unberührt von allem Luxus, aller Verderbtheit moderner Zivilisation, ist der ikonisch ideale Ort, von dem aus die dem Leser vertraute Welt beurteilt – und zu leicht befunden – wird. Der "Mythos" Tristan da Cunha wirkt also selbst in der Satire noch nach.

Seit dem letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts, seit also der internationale Tourismus und insbesondere der Ökotourismus immer mehr früher unzugängliche, "noch unberührte" exotische Winkel der Erde dem Bedarf der kulturverwöhnten Globetrotter erschließt, nimmt das literarische Leben Tristan da Cunhas ganz entschieden einen Aufschwung (touristische Reisemöglichkeiten nach Tristan da Cunha gibt es erst, und in sehr beschränktem Maße, ohne Landganggarantie, seit den 1990er Jahren). Und zwar geschieht dieser Aufschwung vor allem, aber keineswegs allein, in Großbritannien und dann seit den neunziger Jahren mit besonderem Elan im deutschsprachigen Raum, nämlich kurioserweise im seefernen Österreich; hinzu kommt ein französischer Roman. Voran ging jedoch 1963 die renommierte auf Jugendliteratur spezialisierte amerikanische Romanschriftstellerin Elizabeth Coatsworth mit *Jock's Island*.³⁴ Jock ist ein Hund, der den Vulkanausbruch und die Evakuierung der Bevölkerung einer nicht namentlich genannten, aber unmißverständlich als Tristan da Cunha erkennbaren Südatlantikinsel miterlebt. Während er, ein schottischer Schäferhund, pflichtbewußt verirrte Schafe in unwegsamem Gelände aufspürte und zurückführte, sind die Menschen abgefahren, die Kühe, Ziegen, Schafe, Katzen verwildert. Jock wäre fassungslos vereinsamt, wenn er nicht auf der anderen Seite

³³ Vgl. Marion Shaw, *The Clear Stream: A Life of Winifred Holtby*, London: Virago Press, 1999.

³⁴ New York: Viking, 1963. Vgl. *Contemporary Authors*, New Revision Series, LXXVIII (1999), 120–124.

der von der Lava bedrohten Insel einen treuen menschlichen Kameraden gefunden hätte, der ihm nicht zuletzt auch Hoffnung auf die Rückkehr der Tristanier gibt: psychologisch feinsinnig, ist das bei aller Einfachkeit der Thematik alles andere als bloße Unterhaltungsliteratur, durchaus lesbar auch für Erwachsene.

5.

Ebensowenig wie *Jock's Island* sind – nach dem Ende der “Durststrecke” – die beiden Tristan-Romane des Engländers John Rowe Townsend, *The Islanders* (1981) und *The Invaders* (1992), der Unterhaltungsliteratur zuzurechnen; dafür bürgt schon der Verleger, Oxford University Press, und ebenso der vielfach ausgezeichnete Autor selbst: Absolvent der Universität Cambridge, Mitarbeiter am *Guardian*, dann freier Schriftsteller, Verfasser von über zwanzig Büchern, überwiegend für Jugendliche.³⁵ Die Insel, auf der die ereignisreiche Handlung in beiden Romanen spielt, heißt Halcyon, womit von vornherein klar ist, daß es hier, wie mehr oder weniger andeutungsweise schon seit Schnabels *Insel Felsenburg*, um eine mythische Insel geht. (Halcyon bedeutet Eisvogel, und “halkyonische Tage” sind im Anschluß an die altgriechische Vorstellung, daß der Eisvogel in sturmloser Winterzeit sein Nest baue, Tage der Stille und Zufriedenheit.) Dennoch liegt dem fiktiven Ort unverkennbar Tristan da Cunha zugrunde.³⁶ Der Verfasser legt sogar Wert auf diese Identifikation. In seiner Vorbemerkung zu *The Islanders* heißt es: “The history and geography of my island of Halcyon owe a good deal to those of Pitcairn Island in the Pacific Ocean and Tristan da Cunha in the South Atlantic”, wenn auch die Menschen und ihre Glaubensüberzeugungen (“beliefs”) völlig frei erfunden seien.³⁷ Dabei ist im Auge zu behalten: Pitcairn ist lediglich für die als Einschub aus einem alten Bericht nachgetragene Vorgeschichte der Insel relevant, sofern die Meuterei der Mannschaft der *Bounty*, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts stattfand, als Besiedlungsgeschichte Tristan da Cunhas übernommen wird. Der Ort des Romangeschehens bleibt jedoch von Anfang bis Ende die Insel im Südatlantik. Das bestätigt der Autor noch einmal im “Afterword”: “Geographically Halcyon is more like Tristan da Cunha than anywhere else [...]. But the historical episode which I found most extraordinary was the settlement of Pitcairn by the mutineers of the *Bounty* [...] transferring it to Halcyon” (S. 194–195). Noch deutlicher wiederholt die “Author's Note” zu *The Invaders*: während die Menschen und Ereignisse frei erfunden seien, hätte Tristan da Cunha als Vorlage für Halcyon gedient. Die topographischen, geschichtlichen und klimatischen

³⁵ Vgl. *Contemporary Authors*, New Revision Series, XLI (1994), 454–457.

³⁶ Dazu besonders *The Invaders*, Oxford Univ. Press, 1992, S. 1–2.

³⁷ *The Islanders*, New York: Lippincott, 1981; Oxford Univ. Press, 1983.